



Michael Kleinherne

# Lea

Roman





Michael Kleinherne

# Lea

Roman



Die Personen und die Handlung des Romans sind frei erfunden.  
Etwaige Ähnlichkeiten mit tatsächlichen Begebenheiten oder lebenden  
oder verstorbenen Personen sind rein zufällig.  
Dieses Buch ist KI frei.

Originalausgabe  
Mai 2024

Kulturmaschinen Verlag  
Ein Imprint der Kulturmaschinen Verlag UG (haftungsbeschränkt)  
Ochsenfurt  
[www.kulturmaschinen.com](http://www.kulturmaschinen.com)

Die Kulturmaschinen Verlag UG (haftungsbeschränkt) gehört  
allein dem Kulturmaschinen Autoren-Verlag e. V.  
Der Kulturmaschinen Autoren-Verlag e. V. gehört den AutorInnen.  
Und dieses Buch gehört der Phantasie, dem Wissen  
und der Literatur.

Lektorat: Bettina von Minnigerode, Thomas Wensing  
Umschlaggestaltung: Sven j. Olsson  
Foto: Volker Glätsch auf Pixabay  
Satz: Dino Sirji  
Eingestellt bei BoD

978-3-96763-298-9      (kart.)  
978-3-96763-299-6      (geb.)  
978-3-96763-300-9      (.epub)

# I. Tel Aviv



## Frühjahr 2022

Gestern habe ich Lea gesehen. Sie lief durchs Bild, direkt hinter der Ministerin, reichte ihr ein Papier. Sie war es, da bin ich ganz sicher. Entschlossen ging sie durch den Raum, ihre kleine Gestalt, braun gebrannt, dunkel gekleidet, die dünnen Arme bedeckt bis zu den Handgelenken. Unverkennbar Lea. Gebannt saß ich vor dem Fernseher. Sah ihre einst so schwarzen Haare, nun weißgrau, gebunden zum Zopf. Leas Augen, ihr Blick. Auch wenn ich sie nur für Sekunden sah, so habe ich sie gleich erkannt.

Heute früh, in der Redaktion, habe ich glatt die falsche Überschrift gesetzt, und das im Aufmacher des Wirtschaftsteils, wurde erst in der Schlusskonferenz bemerkt. Anfängerfehler, meinte der Chef, Schulter zuckend und ohne die sonst übliche Cholerik. Als hätte er mich schon aufgegeben. Aber es war mir heute egal. So ein Fehler, das ist mir lange nicht mehr passiert. Und ich dachte, es lasse mich kalt, Lea zu sehen. Nach so langer Zeit.

Jetzt bin ich allein, Anne erwarte ich erst in zwei Stunden zurück. Sie kommt seit einiger Zeit immer später aus dem Büro. Ich habe einen Verdacht, warum das so sein könnte, es gibt da einen Kollegen, dessen Name sie auffällig oft erwähnt in letzter Zeit. Und das ist sonst gar nicht ihre Art, sie erzählt eher selten von der Arbeit. Und schon gar nicht von den Leuten,

mit denen sie dort ihre Tage verbringt. Doch ich habe mir vorgenommen, keine Eifersucht aufkommen zu lassen. Es wird nichts sein, und wenn doch, dann würde es nicht lange dauern. Denn allein schon wegen Lara, unserer Tochter, würde Anne ein Scheitern unserer Ehe nicht riskieren.

Lara habe ich vorhin ins Bett gebracht, sie ist sicher noch wach, aber ruhig. Manchmal kommt sie abends zu mir ins Arbeitszimmer und erzählt mir etwas, das sie am Tag erlebt hat und unbedingt loswerden will. Gestern berichtete sie von einem überfahrenen Frosch, oder vielleicht war es auch eine Kröte, den oder die sie auf dem Heimweg von der Schule am Straßenrand gesehen hatte. Frosch oder Kröte war ganz platt gefahren, und Lara konnte die Umrisse genau beschreiben.

»Erzähle das deinem Biolehrer«, meinte ich.

Sie sagte nur: »Ach Papa, Biologie hab ich doch noch gar nicht.«

»Ich meine ja den Sachunterricht«, entgegnete ich, woraufhin sie nur die Augen aufriss und sagte: »Das heißt HSK, Papa.«

»Was ist das denn?«

»Heimat- und Sachkunde, das weißt du doch.«

Da musste ich lachen und sie auch. Sie hat ein neues Buch bekommen, irgendwelche Tiergeschichten. Das hat ihr Anne heute Mittag mitgebracht, als sie Lara in ihrer Mittagspause aus der Schule abholte, wohl als Reaktion auf die tote Kröte, und ich denke, sie liest darin, was mich freut.

Ich sitze vor meinem PC und zünde mir einen Zigarillo an. Seit ich vor einem halben Jahr wieder angefangen habe, zu rauchen, bin ich ruhiger geworden. Ja, es beruhigt mich, mir das Ding anzuzünden und gemächlich zu paffen. Aber ich werde bald wieder aufhören, das habe ich mir fest vorgenommen.



Genervt schiebe ich den Stapel Zeitungen beiseite, suche nach dem Aschenbecher. Der quillt fast über, doch das ist mir egal. Ich klopfe die Asche von der Spitze meines Zigarillos ab und ziehe noch einmal. Dann lehne ich mich zurück und schließe die Augen, sehe Lea gleich vor mir. Aber so wie sie damals aussah, nicht die Lea von gestern, im Fernsehen.

Ich habe sie nie vergessen können, auch wenn ich mir hier ein anderes Leben aufgebaut habe und dieses auch nicht mehr missen möchte. Ach Lea, wie mag es dir gehen? Du hast Karriere gemacht, bist jetzt ganz oben, arbeitest für deine Regierung, für dein Land. Für welche Partei, weiß ich nicht. Ich wollte dich nicht googeln, das hab ich all die Jahre nicht getan. Und so kam es, dass im Laufe der Jahre mein Bild von dir verblasste, ich immer seltener an dich dachte. Nun aber will ich mich erinnern und rufe die Bilder hervor. Nur googeln, das will ich weiterhin nicht.

## Frühjahr 1992

Alles begann vor genau 30 Jahren. An einem verregneten Frühlingstag. Die Idee, nach Israel zu fliegen, kam mir ganz unvermittelt. Ich hatte mein Volontariat beim Merkur gerade hinter mir, eine harte, aber lehrreiche Zeit, und wollte mir etwas Gutes tun. Die Ausbildung war etwas ganz Anderes als mein Studium zuvor. Ich war gefordert, vom ersten Tag an. Fehler wurden gleich vermerkt, Lob gab es nur selten, wenn, dann von anderen Volontären, die Redakteure hielten sich zurück, schimpften nur, wenn ich mal versehentlich auf dem falschen Schreibtischstuhl saß. Nach zwei Jahren war das nun

vorbei und ich wollte einfach nur weg für eine Weile. Da sah ich im Schaufenster eines Reisebüros ein Plakat: Flug nach Tel Aviv 400 Mark. Das war es, ich bin gleich reingegangen und hab den Flug gebucht und das Hotel gleich dazu. Zwei Wochen Israel, das klang doch fantastisch. Ich war nie dort gewesen, aber das Land hatte mich schon immer interessiert. Mit seiner wechselvollen Geschichte, den so kämpferischen Menschen, Juden, Palästinenser, der scheinbar unlösbare Konflikt zwischen ihnen, den ich verstehen lernen wollte, und dazu die historischen Stätten, das Meer und faszinierende Städte. Genau richtig, um die Dinge schneller vergessen zu können, die ich im Volontariat erlebt hatte. Etwa wenn der Ressortleiter der Ansicht war, ich müsse den Artikel nochmal komplett umschreiben, eine halbe Stunde vor Redaktionsschluss. Und das war nicht nur einmal passiert. Das alles wäre nun bald vergessen und vergehen, im Heiligen Land.

Schon zwei Tage später war ich auf dem Weg zum Flughafen. Wieder regnete es und ich gönnte mir ein Taxi. Ich lehnte mich zurück in die bequemen Sitze des alten Mercedes und ließ die nasse Stadt und dann die Autobahn an mir vorbeiziehen. Und schon in dieser halben Stunde Fahrt kam es mir so vor, als fiele der ganze Stress und Druck der vergangenen zwei Jahre von mir ab. Ich konnte wieder freier atmen, nicht Belastendes wartete auf mich. Das war schon zu lange anders gewesen. Ich konnte mich kaum daran erinnern, wann ich mich das letzte Mal so frei gefühlt hatte. Es musste wohl nach dem Abitur gewesen sein. Nun freute ich mich auf die kommenden Tage.

Ich weiß noch genau, wie ich in der Abflughalle wartete. Eine junge Frau lehnte am Fenster. Sie fotografierte das Flugzeug

mit dem hebräischen Schriftzug und drehte sich zu mir:  
»Könnten Sie ein Foto machen, von mir, mit dem Flugzeug  
als Hintergrund?«

Sie reichte mir die Kamera. Da dröhnte der Lautsprecher:  
»*Boarding starts for flight 941 to Tel Aviv.*«

Ich saß am Fenster. Wir flogen über Wolkenfelder. Endlich  
Urlaub. Die Vorfreude war riesengroß. Ich konnte es kaum  
glauben und war so froh, diese Reise gebucht zu haben. Ich  
blickte auf die weißen Wolken unter uns, darüber der knallb-  
laue Himmel. Es war aufregend und wunderschön. Nach einer  
Weile schlief ich ein.

Der Mann neben mir rüttelte mich am Arm.

»Reisen Sie das erste Mal nach Israel?«

Ich nickte.

Er strahlte mich an: »Die Strände sind wunderbar, sie wer-  
den Ihnen gefallen. Schauen Sie, dort, das dürfen Sie nicht  
verpassen.«

Ich sah hinab. Wir waren schon im Anflug auf Tel Aviv.  
Unten sah ich das Meer, erkannte die Uferpromenade.

Ein Taxi fuhr mich durch palmengesäumte Straßen. Passan-  
ten, Soldaten, darunter Frauen, mit langen Zöpfen unter der  
Mütze. Gewehre geschultert, ein Land im Ausnahmezustand.  
So hieß es ja immer in den Medien und so sah ich es jetzt mit  
eigenen Augen. Die dauernde Angst vor dem Attentat. Unter  
einem strahlend blauen Himmel. Das Wetter hätte kaum bes-  
ser sein können.

Der Taxifahrer fragte, woher ich käme.

»Deutschland.«

Er sagte nichts mehr. Fuhr schweigend weiter.

Hätte ich mich für einen Franzosen ausgeben sollen? Schon oft war ich dafür gehalten worden. Ich entschied mich, auf dieser Reise nichts zu verleugnen. Der Krieg und das Dritte Reich waren lange vorbei.

Das Taxi hielt vor dem Hotel. Ein gelber Bau, mit Fahnen vor der gläsernen Eingangstür. Ein uniformierter Bediensteter öffnete die Wagentür. Ich steckte dem Taxifahrer ein viel zu hohes Trinkgeld zu. Erstaunt sah er mich an, während ich aus dem Wagen stieg.

Ich bezog ein Einzelzimmer mit Blick aufs Meer. Das Geld spielte auf dieser Reise keine Rolle. Ich hatte zwei Jahre fast nur gearbeitet, hatte kaum Zeit gehabt, mein Geld auszugeben. Das war früher anders gewesen. Während des Studiums war Geld ein rares Gut. Ein Lob der Arbeit. Der Arbeit eines Lohnabhängigen. Ich legte mich sofort aufs Bett, um noch ein wenig zu schlafen. Am Abend wollte ich das berühmte Nachtleben der Hauptstadt sehen. Bis dahin sagte ich: Gute Nacht, Tel Aviv.

Ich wundere mich, dass es vor allem die Details sind, an die ich mich so genau erinnern kann. Es ist ein bruchstückhafter Film, der vor meinen Augen abläuft, wenn ich an damals denke. Immerhin sind es fast 30 Jahre her, seit ich da war. Ich zünde mir einen weiteren Zigarillo an und suche dann in der Mediathek den Beitrag über den Besuch der israelischen Wirtschaftsministerin in Berlin. Wieder sehe ich Lea durchs Bild laufen, ich halte den Film an und mache einen Screenshot. Ein Foto von Lea, im Jahre 2022. Dann schaue ich mir den Rest des Films an, und da sagen sie, dass die Ministerin in den kommenden Tagen auch nach Stuttgart und München fahren wird. Lea kommt nach München. Sie kommt hierher. In meine Stadt.

Ich sitze eine Weile einfach nur da und erst, als mir die Asche auf die Hand fällt, besinne ich mich und tauche wieder ein in meine Erinnerungen.

Wie ging es weiter, an meinem ersten Tag in Tel Aviv? Ich beschließe, mir Notizen zu machen. Meine Erinnerungen in ein Heft zu schreiben, vielleicht lässt sich später damit etwas anfangen.

Es war dunkel, eben war ich auf dem Balkon gewesen, hatte eine Zigarette geraucht. Ganz rot war der Himmel gewesen, nun war er schwarz. Dabei war es noch früh, der Abend kam hier rasch. Kurze Tage, kurze Nächte. Unten die Strandpromenade war schon voller Leute, alles junge Menschen, ich hörte sie lachen und sprechen, ein Volk ohne demografisches Problem. Aber die Palästinenser, die sind auch da. Ein Land, zwei Völker, tragischer Konflikt, ich beschloss, hier keine Zeitungen zu lesen. Ich wollte es von den Leuten selbst hören, nicht gefiltert durch Agenturen oder Redakteure. Die mediale Meinungsmaschinerie kannte ich nach zwei Jahren nur zu gut. So dachte ich damals, ein wenig überheblich wohl in meinen jungen Jahren. Aber mein Plan ist dann tatsächlich aufgegangen, doch das wusste ich noch nicht, als ich rauchend auf dem Balkon stand und überlegte, woran man in München einen Juden erkannte. Ihre typischen Hüte und Bärte trugen sie dort nicht. In Wien gab es Viertel, in denen man die Orthodoxen auf der Straße sah und daran gleich erkannte. Wien, dort lebte auch Hitler eine Weile und bekam seine Wahnvorstellungen. Ein Problem lösen, indem man den Verursacher umlegt. Den vermeintlichen. Genial einfache Logik. Dschungelmäßig. Was für ein Jahrhundert. Gut, dass es bald vorbei war. Die Wellen, ich hörte die Wellen, sie brachen aufs Land, vorgeburtliches

Schwappen, beruhigt uns Menschen ungemein, psychologisch sind die meisten Vorgänge unheimlich simpel. Es wurde Zeit, raus zu gehen; ich schnippte den angerauchten Filter ins Dunkel und verließ den Balkon.

Bald darauf saß ich in einer Bar und trank ein Bier. Von draußen tönte der Lärm der Straße hinein. Meinen Platz am Fenster hatte ich gewählt, um alles beobachten zu können, was draußen, aber auch drinnen vor sich ging. Ich wollte Israel entdecken, die jungen Leute, die nun in Scharen durch die beginnende Nacht strömten, hinter der Scheibe sah ich sie, und manchmal traten sie durch die offene Tür in meine Bar, wo ich saß und auf sie wartete. Am Tisch neben mir saßen zwei Frauen und ein Mann. Sie diskutierten heftig, ich verstand kein Wort. Die Musik war laut und Hebräisch beherrschte ich nicht. Niemand sprach hier mehr Jiddisch, die Sprache der europäischen Einwanderer war damals schon out und mittlerweile ist sie vermutlich ganz ausgestorben. Einige Wörter haben im Deutschen überlebt, Mischpoke und meschugge, Schmock und Schlamassel.

Schon überlegte ich, meinen Tischnachbarn ein paar Brocken Jiddisch hinzuwerfen, doch ich hielt mich zurück, fragte stattdessen auf Englisch: »Entschuldigung, kennt ihr einen guten Ort, um tanzen zu gehen?«

Sie sahen mich erstaunt an, dann antwortete eine der beiden Frauen freundlich: »Wenn du ein wenig wartest, kannst du mit uns kommen.«

»Großartig«, sagte ich und nippte erfreut an meinem Bier.

Ich beobachtete die beiden Frauen, vor allem die eine, die mir geantwortet hatte. Langes, lockiges Haar, zum Zopf gebunden, ein feines Gesicht, dunkle Haut, im kurzen T-Shirt, dazu Jeans,

Sandalen. Und sie schaute, immer wieder, herüber zu mir. Ja, sie lächelte mich an. Blaue Augen hatte sie, wie ich verwundert bemerkte, keine schwarzen oder dunkelbraunen, wie, so nahm ich an, die meisten hier. Später würde ich mit ihr und ihren beiden Freunden in eine Diskothek gehen, ich freute mich, mein erster Kontakt in Israel.

Ich ging zur Theke und bestellte noch ein Bier. Es war heiß hier drinnen, keine Klimaanlage, die Luft stand, mein Hemd klebte, der Schweiß lief an mir hinab. Auch die Frau vom Nebentisch kam nun an die Theke, bestellte etwas, sah mich an und lächelte. Wieder. Nun lächelte auch ich.

Ich trat einen Schritt zu ihr und sagte: »Wie heißt du?«

»Lea«, antwortete sie und sah mich erwartungsvoll an.

»Martin«, sagte ich nun und versuchte, meinem Englisch einen amerikanischen Klang zu geben.

Hoffentlich würde sie mich nicht gleich fragen, woher ich käme, sonst war es mit dem Gespräch vermutlich schnell vorbei.

»Bist du Deutscher?«, fragte sie da schon und blickte mir freundlich in die Augen.

Deutscher? Ja, ich bin Deutscher, dachte ich, und sagte es dann auch.

»Aus München«, fügte ich hinzu.

Sie lächelte weiter, hob ihre kleine Bierflasche und wir stießen an.

»Bis später«, sagte sie und drehte sich um zu ihren Freunden.

Ich blieb noch eine Weile an der Theke stehen und ging dann die wenigen Schritte bis zur offenen Tür. Dort lehnte ich mich an, sah auf die Straße hinaus. Die Luft war warm, doch nicht so stickig wie drinnen. Auch wehte vom Meer etwas Kühle herüber. Das Wasser war nicht weit, vielleicht ein paar hundert Meter von hier. Eine Gruppe junger Männer streifte

schnellen Schrittes an der Bar vorbei, Jeans, helle Hemden, Turnschuhe, sie waren nicht so elegant gekleidet wie die meisten anderen Leute, die draußen vorüber gingen. Araber?, fragte ich mich, doch sicher war ich nicht.

Unwillkürlich überlegte ich, ob es riskant war, jetzt hier zu sein. War das nun schon rassistisch? Oder einfach nur realistisch? Ich stellte mir eine plötzliche Explosion vor. Ein riesiger Feuerball wälzt über die Straße auf mich zu, drückt mich in die Bar, in der sofort alles in Flammen steht. Laute, entsetzte Schreie, Wimmern, Klagen, eine Frau brüllt, ich liege am Boden, kann mich nicht rühren, kein Ton kommt aus meiner Kehle, nur ein furchtbares Brennen spüre ich, meine Kleidung scheint mit meiner Haut verschmolzen zu sein. Da liegt Lea, die Frau von der Bar, sie bewegt sich nicht, Blut fließt aus ihrem Mundwinkel, mir wird schwarz vor Augen.

»Gefällt dir Tel Aviv?«, fragte mich jemand.

Ich schreckte auf. Es war Lea. Sie stand neben mir in der Tür, sah in den Abendhimmel und wartete auf meine Antwort.

»Entschuldige«, sagte ich, »aber ich war in Gedanken ganz woanders. Was hast du gesagt?«

Sie wiederholte ihre Frage.

»Ja, es gefällt mir«, erwiderte ich, »aber viel habe ich noch nicht gesehen«, und ich erzählte ihr von meinen Reiseplänen.

Später saß ich mit Lea am Strand. In der Diskothek war noch nichts los gewesen, doch ihre Freunde waren dort geblieben. Lea hatte vorgeschlagen, ein wenig nach draußen zu gehen. Inzwischen stand ein heller Sichelmond am Himmel und warf sein Licht auf die Oberfläche des Meeres. Der Sand war noch warm, Lea griff immer wieder hinein und ließ die Körner durch ihre Finger rieseln. Die Nägel hatte sie dunkel lackiert, auch die Fußnägeln.



»Ich studiere Politik und Philosophie«, erzählte sie, während mir ihre seltsam langen Zehen auffielen.

»Mich interessiert auch europäische Geschichte, besonders die Zeit des Nationalsozialismus.«

Ich zuckte zusammen, warum sprach sie jetzt darüber? Aber sie redete einfach weiter.

»Ich bin jetzt im zweiten Jahr, die Unis hier funktionieren anders als bei euch, soweit ich weiß.«

Sie lächelte. Mir gefielen ihre Grübchen, die sich dabei auf ihren Wangen zeigten. Wir sahen uns an.

»Lustig«, sagte sie, »du erinnerst mich an meinen Großvater. Als er jung war, sah er so ähnlich aus wie du. Er war blond, hatte blaue Augen, nicht der typische Jude.«

Sie lachte leise.

Daher ihre Augenfarbe, dachte ich.

Lea blickte mich an, sie lachte nun nicht mehr und flüsterte dann: »Das rettete ihm das Leben, in Auschwitz, wo seine Mutter, meine Urgroßmutter, ermordet wurde.«

Dann sprach sie nicht weiter. Auch ich schwieg verlegen. Stattdessen blickten wir beide aufs Meer hinaus, dessen Wellen gleichmäßig ans Ufer schlugen.



Schriebe ich ein Drehbuch, skizzierte ich nun einen Plot. Oder einen Thread, wie es dort heißt. Ich müsste den Faden spinnen, die Handlung konstruieren. Doch so kann und will ich mich nicht erinnern. Ich brauche die Intuition. Es entwickelt sich eher spontan, assoziativ. Nur die Chronologie der Ereignisse versuche ich einzuhalten. Dazu notiere ich mir Stichworte. An denen hänge ich mich entlang. Und wenn die Erinnerung mich trügt? Leas Zehennägel gar nicht dunkel lackiert waren? Who cares. Was ich weiß: ihre Augen waren blau und sind es immer noch. »Ten long years I been lovin her«, singt Frank Zappa im Hintergrund. Habe ich Lea tatsächlich geliebt, oder war es etwas anderes? Ich rühre gedankenverloren in meinem Kaffee, den ich mir gekocht habe, um noch eine Weile wach zu bleiben, denn ich will mich weiter erinnern. Espresso, doppelt, ohne Zucker. Da ist an Schlaf nicht zu denken. Lara hingegen schläft, ich habe eben einen Blick in ihr Zimmer geworfen, und Anne ist immer noch nicht zurück. Beides kommt mir entgegen, denn ich habe Lust, an Lea zu denken, an unsere erste Begegnung und wie es weiterging, und das geht nur, wenn ich allein und ungestört bin.

Später Vormittag, mein erster in Tel Aviv. Mattes Sonnenlicht durchfloss die Vorhänge meines Hotelzimmers. Ich war allein, fühlte mich unwohl, ein fremder Morgen in einer fremden Stadt.

Schemenhafte Bilder des vergangenen Abends. Eine junge Israelin hatte neben mir am Strand gesessen, ihr Name: Lea. Blaue Augen, das Bild schärfte sich, schwarz gelocktes Haar umrahmte ein dunkles Gesicht.

»Die Besatzungen sind falsch«, hörte ich sie sagen.

Immer wieder. Gereizt, laut und voller Leidenschaft.

»Wir haben kein Recht dazu«, rief sie fast.

Ich stimmte ihr zu, und dennoch. Wer träumte einst nicht davon, in einen Kibbuz zu fahren?

Hier funktionierte sie doch, die Idee der Kommune. Geteiltes Leben. Fortschritt. Gemeinsamkeit. Und es florierte, wenn auch subventioniert, wie die meisten großen Ideen. Und nun das: Die Siedler standen dem Frieden im Weg. Denn es waren nicht nur die Orthodoxen, die palästinensisches Land besiedelten. Und was sagte Lea dazu?

»Sie müssen gehen.«

Dafür wollte sie heute Nachmittag demonstrieren. Vor dem Verteidigungsministerium. Zusammen mit ein paar Freunden.

Das Plakat lehne bereits in ihrer Wohnung an der Wand, erzählte sie mir.

»No Apartheid«, in großen, schwarzen Lettern.

»Warum kommst du nicht mit?«, fragte mich Lea. Und rieb mit ihren Fingern im Sand.

»Frieden ist das Wichtigste, Frieden und Versöhnung«, sagte sie und blickte mich ernst an.

Ich fasste mich ans Kinn, bemerkte den Sand, strich ihn von meiner Haut.

»Jetzt muss ich gehen«, sagte sie leise und stand langsam auf.

Es war warm im Zimmer, die Klimaanlage hatte ich ausgestellt, bevor ich schlafen gegangen war. Ich streifte die Decke von meinen Schultern. Das Verteidigungsministerium. Wie würde ich überhaupt dorthin finden? Ich könnte ein Taxi nehmen, und war jetzt schon gespannt auf die Miene des Fahrers, wenn ich sagte, wohin ich wollte.

Israel verteidigte sich. Denn ins Meer treiben wollte man die Juden. Immer noch. Und im Fernseher in meinem Hotelzimmer hörte ich die Kinder der radikalen Siedler sagen: »Die Araber stinken, verbrennen sollen sie.«

Was für ein Land.

Ich schlug die Decke zurück und richtete mich auf, mir blieb noch genügend Zeit für ein spätes Frühstück und ein paar Bahnen im Hotelpool.

Lea stand am Straßenrand, hielt ihr Plakat und sprach mit einem älteren, bärtigen Mann. Noch ein halbes Dutzend Leute war bei ihnen, auch zwei Männer in Uniformen sah ich, als ich aus dem Taxi stieg. Ich überquerte die Straße und ging auf Lea zu. Sie winkte mir schon von weitem zu, trug Jeans, ein weißes T-Shirt und Sportschuhe. Das Haar war zum Zopf zusammengebunden. Ein flüchtiger Kuss auf die Wange, dann stellte sie mir ihre Mitstreiter vor. Der Alte war ihr Politikprofessor, er schüttelte mir freundlich die Hand, die anderen nickten mir zu.

Es störte hier niemanden, woher ich kam. Der Feind saß auf der gegenüberliegenden Straßenseite hinter den stacheldrahtverhängten Mauern der Staatsbehörde, auch die beiden Uniformierten gehörten wohl dazu, denn einer der Demonstranten diskutierte gerade heftig mit ihnen. Es sah aus, als gingen sie gleich aufeinander los.

»Was ist dort?«, fragte ich Lea.

»Ach, er wollte filmen, doch sie lassen ihn nicht. Dann hat er doch gefilmt, und jetzt beschimpfen sie sich.«

Lea lachte und sagte: »So sind wir hier in Israel. Jetzt verstehst du vielleicht, warum das mit dem Frieden so schwierig ist.«

Auch der Professor lachte nun.

Später lagen wir am Strand.

»Nicht genug Leute, kein Fernsehen, nur ein paar streitlustige Polizisten, lass uns gehen«, hatte Lea irgendwann gesagt und noch hinzugefügt: »Der Strand ist jetzt der bessere Ort.«

Es war sehr warm, keine Wolke zeigte sich am Himmel, doch nur wenige Leute waren da.

»Für uns ist es noch zu kalt«, erklärte Lea, »nur Touristen wagen sich hierher im April.«

Sie legte sich auf den Bauch und zündete sich eine Zigarette an.

Grinsend sagte sie dann: »Ich bin eine Ausnahme, aber nur deinetwegen.«

Auch ich rauchte, setzte mich auf, blickte aufs Meer hinaus, die Wellen plätscherten ans Ufer, draußen zog ein Surfer seine Bahnen.

»Und er?«, fragte ich sie.

Lea zog die Schultern hoch.

»Sicher ein Engländer, ein Skandinavier, wer weiß.«

Dann zog sie ihr T-Shirt aus, darunter ein weißes Bikini-Oberteil.

Neugierig blickte ich sie an, während sie damit beschäftigt war, die Asche ihrer Zigarette im Sand zu vergraben.

Ich spürte plötzlich, wie sehr mich ihre Anwesenheit erregte. Ich fühlte mich ihr sehr nah.

»Erzähle mir von deinem Leben in Deutschland«, sagte Lea in die Stille hinein und rieb sich die Augen. Eine Geste, die ich heute schon mehrmals an ihr beobachtet hatte.

»Mein Leben?«, fragte ich zögernd und dachte: Was ist mit ihren Augen? Vielleicht eine Pigmentstörung, wie bei einem Albino, nur blau statt rot?

Ich begann zu erzählen. Von meiner Wohnung, dem Volontariat bei der Zeitung, meinen Freunden.

»Und hast du eine Freundin?«, fragte sie.

»Nein, ich bin schon länger solo.«

Wir schwiegen eine Weile.

»Und deine Familie?«, fragte sie mich schließlich.

»Meine Familie wohnt in ganz Deutschland verstreut«, sagte ich, »am nächsten wohnen meine Eltern, in Bayern wie ich, aber auf dem Land.«

Gestern hatte sie von ihrem Großvater erzählt. Blond, blauäugig, Auschwitz.

Meine Familie, da ist kein Mörder dabei, dachte ich, als hätte Lea danach gefragt. Kein Mörder, doch wusste ich das wirklich? Das war nie Thema gewesen.

Gesprochen wurde nur über eines: die Vertreibung.

»Meine Eltern kommen beide aus Schlesien, heute Polen«, sagte ich leise.

Neugierig sah Lea mich an.

»Sie mussten ihre Heimat verlassen, 1945, lernten sich im Westen kennen. In der Schule. Sie gingen in eine Klasse, in einem bayerischen Dorf. Meine Mutter ist Lehrerin geworden, mein Vater Jurist, er arbeitet als Anwalt für eine größere Firma. Geschwister habe ich keine.«

»Und deine Großväter, waren sie im Krieg, als Soldaten?«, wollte Lea wissen.

»Ja, aber nur einfacher Rang, sie haben nicht oft davon erzählt.«

»Und waren sie in der Partei? Waren sie Nazis?«

Nein, sicher nicht, dachte ich und schüttelte den Kopf.

Ein Großonkel, der Bruder meines Großvaters väterlicherseits, ja, der war im NS-Studentenbund aktiv gewesen, durfte deswegen nach dem Krieg lange nicht als Lehrer arbeiten. Irgendwann ging es dann doch, nachdem er von Sachsen in den Westen gegangen war. Mehr weiß ich nicht, auch darüber

wurde nie gesprochen. Eines Tages, er war schon lange tot, fand ich ein Foto von ihm, in Uniform, mit Hakenkreuz, hinten drauf hatte er in krakeliger Schrift einen kurzen Text geschrieben.

»Heiliges Feuer brennt in dem Land«, stand dort, »auf wacht das Volk aus dem Schläfe: Brüder, wir reichen zum Bund uns die Hand: Wir wollen Ehre statt Strafe.«

Und so weiter. Furchtbares Zeug. Seiner Mutter gewidmet, zum Geburtstag. Das fiel mir hier nun ein, am Strand von Tel Aviv.

Ich bemerkte, dass Lea mich aufmerksam ansah. Sie wunderte sich wohl, dass ich nichts mehr sagte.

Erzähle mir lieber von deinem Großvater, dachte ich und als hätte sie meine Gedanken erraten, beginnt Lea zu berichten.

»Mein Großvater war zwölf Jahre alt und ein Opfer von Mengele, was ihm wiederum das Leben rettete. Denn der Doktor mochte ihn. Und darum kam er zu den Kindern, an denen Mengele Versuche durchführte. Doch er hat es überlebt, was nur wenigen vergönnt war.«

Ich sah Kinder vor mir, die in eine Kamera blickten und ihre Tätowierungen in die Linse hielten. Keiner sagte ein Wort, nur die Nummern auf ihren Armen, die sagten genug.

»Sei unbesorgt, ich halte nichts von Stereotypen«, sagte Lea nun, »sonst säße ich sicher nicht hier mit dir.«

Sie lächelte, sagte dann: »Erzähle mir jetzt lieber von deiner Familie. Von Schlesien. Das interessiert mich.«

Nun war ich bereit dazu.

Zunächst einmal zeichnete ich die Umrisse eines Pferdes in den Sand. Fragend blickte Lea mich an.

Ich begann zu erzählen.

»Langsam ziehen zwei Pferde ein Fuhrwerk über aufgeweichten Boden. Ein großer Mann sitzt auf dem Bock, sein Blick ist



entschlossen, in der einen Hand hält er Zügel und Peitsche, in der anderen eine Flasche. Leiser Regen prasselt auf das Land, da bringt der Mann die Pferde zum Stehen. Er steigt bedächtig von der Kutsche, watet die paar Schritte bis zur Tür, zieht sie auf und betritt das Gasthaus. Stunden später wankt der Mann durch dieselbe Tür hinaus, es regnet noch immer, aber der Himmel klart sich an einigen Stellen auf. Der Mann schwingt sich auf den Kutschbock, ergreift Zügel und Peitsche und fährt heim auf sein kleines Gut, das er soeben beim Kartenspiel verloren hat. Dieser Mann war mein Ururgroßvater. Von Ostpreußen führen die Spuren meiner Familie weiter westwärts. Mein Urgroßvater arbeitete auf einem Pferdegestüt im Schlesischen. Er hat sein Leben lang keinen Alkohol angerührt, auch den Spielkarten blieb er fern. Das Schicksal seines Vaters war ihm Schrecken genug. Sein Enkel, mein Vater, floh im Alter von acht Jahren mit meinen Großeltern in den Westen. Anfang 45. Da war Hitlers Krieg so gut wie verloren. Die Familie meiner Mutter kam aus Breslau, sie verließen es wenige Monate nach dem Krieg.«

Lea blickte mich an und fragte: »Und alle waren Deutsche?«

»Vermutlich nicht«, entgegnete ich, »es gibt einen litauischen Namen im Stammbaum. Was in Ostpreußen häufig vorkam.«

»Aber keine Juden?«, sagte sie nun.

»Nein, soweit ich weiß, keine Juden. Zumindest gibt es keine typischen jüdischen Namen in der Familiengeschichte.«

»Wurde oft darüber gesprochen, in deiner Familie«, fragte Lea, »also über die alte Heimat und die Flucht in den Westen?«

»Meine Großeltern und Großtanten und -onkel sprachen eigentlich immer darüber, wenn sie sich bei Familienfeiern trafen, allerdings nur über Breslau und die anderen Orte, an denen sie gelebt hatten. Über die Flucht, nein, darüber wurde nie geredet.«

»Und deine Eltern? Sprechen sie mit dir darüber?«

»Nein, sie sagen immer, sie seien zu klein gewesen, um sich an Genauerer zu erinnern.«

Lea saß mittlerweile neben mir, der Himmel hatte sich abendlich rot gefärbt, vom Wasser wehte es kühl herüber. Sie legte sich ihr T-Shirt um die nackten Schultern.

Ich zündete mir eine Zigarette an und reichte Lea die Schachtel.

»Ich möchte, dass du meinen Großvater kennenlernenst«, sagte sie da und schaute mir direkt ins Gesicht.

Ich blickte weg. Damit hatte ich nicht gerechnet. Was sollte ich davon halten? Warum wollte sie das?

»Ich fände es schön, glaub mir das«, sagte Lea, während ich versuchte, mir ihren Großvater vorzustellen.

Doch ich hatte kein Bild für ihn. Wir schwiegen beide eine Weile. Ich überlegte: Was war mit den schlesischen Juden geschehen? Sie wurden wohl alle deportiert, solange sie nicht rechtzeitig das Land verlassen hatten. Und was wussten meine Großeltern? Meine Mutter war zu jung, um zu verstehen, was geschah. Doch vielleicht verschwand die Spielkameradin mit dem dunkel gelockten Haar, war plötzlich nicht mehr da, und meine Mutter fragte neugierig: »Wo ist denn Judith? Warum kommt sie nicht mehr zum Spielen?« Und der Großvater zog die Schultern hoch, sagte mit ruhiger Stimme: »Sie sind wohl weggezogen, doch vielleicht besucht sie dich bald wieder einmal.« Meine Mutter gab sich damit fürs erste zufrieden, nahm sich jedoch vor, der Sache später genauer auf den Grund zu gehen. Aber wie Kinder so waren, hatte sie ihre Freundin Judith vermutlich bald vergessen. So könnte es gewesen sein, oder doch ganz anders.

»Und Nazis?«, fragte Lea noch einmal, »gab es sicher keine Nazis in deiner Familie?«

Ich schüttelte wieder den Kopf, doch war schon nicht mehr so sicher wie vorhin.

»Ich weiß es zumindest von keinem, bis auf einen Verwandten.«

Jetzt erwähnte ich meinen Großonkel aus dem NS-Studentenbund. Doch sein Gedicht rezitierte ich nicht.

»Sie sprachen nie darüber«, sagte ich stattdessen, »als wäre es einfach nicht passiert«.

Es war frisch geworden. Wir standen auf und gingen in Richtung meines Hotels.

Es ist eine seltsame Sache mit dem Erinnern, doch ist es wirklich von Bedeutung, wann und wie etwas wirklich passiert ist? Jedes Erzählen ist Filtern und Manipulieren, das bleibt gar nicht aus. Manches enthalte ich vor, anderes füge ich ein. Was habe ich Lea erzählt, was nicht?

Sicher bin ich, dass ich ihr nicht von meiner Suche im Archiv der Heimatzeitung berichtet habe. Es war in meinem letzten Jahr in der Schule, im Geschichtskurs hatten wir die Reichskristallnacht besprochen. Auch in meiner kleinen oberbayerischen Heimatgemeinde hatte es einst jüdisches Leben gegeben, die Synagoge stand nicht mehr. Ich machte mich auf zur örtlichen Zeitungsredaktion, um in den alten Blättern nachzulesen, was dort an jenem Novembertag geschehen war. Aber genau dieser Jahrgang fehlte, war im Archiv nicht mehr vorhanden.

Das habe ich Lea damals verschwiegen, obwohl ich sofort daran dachte und mich genau erinnerte, wie erstaunt ich in dem kleinen, dunklen Kellerraum zwischen all den verwitterten Zeitungsbänden stand. Warum habe ich ihr nicht davon erzählt? War es mir nicht wichtig, oder war ich nur unsicher, wie sie reagieren könnte?

Jetzt ist mein Kaffee kalt geworden, ich muss mir neuen kochen. Es ist spät, doch Anne ist immer noch nicht zuhause. Vorhin rief sie an. Es gäbe noch zu tun, das Projekt, jede Minute sei wichtig.

Ich hörte nicht richtig zu, dachte nur an diese Sache hier, und war froh, als sie wieder aufgelegt hatte. Die Erinnerung an Lea ist es, die mich mittlerweile völlig in Beschlag nimmt.

Anne ahnt nicht, was ich hier mache. Zu ihrem Desinteresse kommt meine Unlust, etwas über mich mitzuteilen. Stattdessen spreche ich mit Lea. Richte meine Fragen an sie.

Der Kaffee ist fertig, ich werde mich wieder an den Schreibtisch setzen und versuchen, mich noch genauer an das zu erinnern, was damals war, noch mehr hervorzurufen aus den Tiefen meines Gedächtnisses.

Es war später Nachmittag. Lea blickte vom Balkon meines Hotelzimmers auf den Strand hinab, während ich mich drinnen umzog. Gerne hätte ich sie gebeten, sich zu mir auf das Bett zu setzen. Hätte ihr vorsichtig durchs Haar streichen wollen. Eine erste Berührung. War ich da bereits in sie verliebt? Nein, das wohl noch nicht. Aber ich fühlte mich sehr zu ihr hingezogen. Wie sie dort auf dem Balkon stand, an die Brüstung gelehnt, mit dem Blick auf ihre Stadt.

Dort pulsierte das Leben. Autos hupten, Menschen riefen. Tel Aviv, eine unruhige Stadt. Ich verstand sie noch nicht.

Wenn ich an einen fremden Ort kam, war es gewöhnlich so, dass ich langsam lernte, ihn wie ein Buch zu lesen. Ich besuchte Orte, besichtigte Plätze, ließ mich treiben im Strom der Menschen, sprach mit ihnen, ließ sie berichten von ihrer Stadt. Und hier? Noch fiel es mir schwer, in diesem Buch zu lesen. Seine Seiten waren leer und füllten sich nur langsam in einer mir fremden Sprache.

Lea jedoch, dachte ich, könnte mir vorlesen aus diesem Buch, könnte mir verständlich machen, was darin geschrieben steht. So dass sich die leeren Seiten langsam auch für mich füllten.

Ich trat hinaus zu ihr auf den Balkon.

Lea lächelte, sagte: »Bist du bereit?«

Ich nickte wortlos. Wir verließen mein Zimmer.

Lara ruft, ich stehe auf und gehe zu ihr.

»Erzählst du mir noch eine Geschichte?«, fragt sie. Sie könne sonst nicht schlafen.

»Ich dachte, du schläfst schon längst«, sage ich, doch sie schüttelt den Kopf.

Ich setze mich auf die Bettkante, während Lara etwas weiter unter ihre Decke rutscht. Dann erzähle ich ihr die Geschichte von dem Bauern, der in seiner Scheune ein großes Tier hält, ein Wuschel, welches ein Riesenfan von Mähdreschern ist. Immer wieder will Lara diese Geschichten hören, ich habe mittlerweile eine ganze Reihe von Wuschel-Geschichten erfunden. Die Idee dazu habe ich von meinem eigenen Vater, der mir diese Stories einst erzählte. Nun schmücke ich sie auf meine eigene Art aus. Lara ist ganz versessen darauf. Noch gefallen ihr solche Geschichten, das wird sicher bald anders sein. Heute schläft sie schnell ein, da komme ich nicht weit in meiner Wuschel-Welt.

Ich gehe zurück in mein Arbeitszimmer, trinke einen Schluck Kaffee, der schon wieder kalt ist, aber das stört mich nicht, ich setze mich an den Schreibtisch und öffne das Bild von Lea. Meinen Screenshot. Sie sieht sich so ähnlich, als hätten die 30 Jahre nicht viel ausgemacht. Wie alt mochte sie jetzt sein? 50. Unglaublich. Sie strahlt immer noch diese Energie aus, diese Unbeirrbarkeit, als könne sie nichts bremsen. Ich überlege, aber ich habe damals tatsächlich keine Fotos gemacht. Handys gab es noch keine, und eine Kamera mitzuschleppen, dazu hatte ich nach den Jahren bei der Zeitung, in welchen das Standard war, keine Lust gehabt. Ich bedauere es nun, ich würde das Foto von heute gerne neben ein damaliges legen. So muss ich mich auf meine Erinnerung verlassen.

Wie ging es nun weiter, in Tel Aviv?

Unten vor dem Hotel winkte Lea ein Taxi heran, und wie durch einen seltsamen Zufall war es derselbe Fahrer, der mich vom Flughafen hierher gefahren hatte.

Da schautst du aber, dachte ich, während wir durch das grelle Licht der abendlichen Straßen fuhren. Der Weg führte uns in einen Außenbezirk der Stadt, vor einem grau-weißen Wohnblock hielt der Wagen und Lea, die den ganzen Weg über geschwiegen hatte, sagte stolz: »Hier wohne ich.«

Als wir die Treppen hinaufstiegen zu ihrer Wohnung, merkte ich, wie es in meinem Magen zog. Das kam nur vor, wenn mich etwas erwartete, das ich nicht einschätzen konnte. Zuletzt im Bewerbungsgespräch für mein Volontariat. Vielleicht hätte ich mich nicht darauf einlassen sollen. Doch da schloss Lea schon die Tür auf.

»Ich bin David Spiegel.«

Leas Großvater begrüßte mich in akzentfreiem Deutsch.

Ich blickte in blaue Augen, Leas Augen, sein Haar war fast weiß, er war mittelgroß und schlank, gebräunte Haut, weißes Hemd und helle Hose.

»Setzen Sie sich«, forderte er mich auf und zeigte auf das blaue Sofa, das an der Wand gegenüber vom Fenster stand. Die Wohnung war hell und freundlich eingerichtet. Eine Frau betrat das Zimmer, reichte mir zögernd ihre Hand.

»Meine Mutter«, sagte Lea und fragte, ob ich einen Mokka trinken möchte.

Die Mutter ging wieder hinaus. Sie sah ganz anders aus als Lea, dachte ich erstaunt, während der Großvater sich in einen Sessel und seine Enkelin sich zu mir auf das Sofa setzte.

»Und wie gefällt Ihnen Israel?«, fragte der Großvater freundlich.

»Viel habe ich noch nicht gesehen, aber ich mag Tel Aviv«, antwortete ich und versuchte, ebenso freundlich zu klingen. Doch meine Stimme war ein wenig brüchig, was ich durch Lautstärke zu kaschieren versuchte.

Lea lachte, sagte dann: »Du musst nicht schreien, er hört dich gut.«

Ich bemerkte, dass meine Wangen glühten.

»Heute war ich auf einer Demonstration«, erzählte ich und versuchte nun leiser zu sprechen.

»Ja, die Lea«, sagte David Spiegel, »wir sind uns nicht immer einig.«

Fragend sah Lea ihn an, er sagte etwas auf Hebräisch, woraufhin sie lachte.

»Das stimmt«, sagte sie, »wir kämpfen beide eigentlich für dieselbe Sache, für Israel, nur mit anderen Mitteln. Und unsere Ziele sind auch nicht ganz dieselben, einmal abgesehen davon, dass wir das beste für unser Land wollen.«

Dann sagte sie etwas zu ihrem Großvater, und dieser sah mich an.

»Ach, die Politik«, sagte er seufzend, »doch es würde mich interessieren, wie Sie das sehen. Mit dem Blick von außen. Aber trinken wir erst unseren Mokka.«

Im gleichen Moment öffnete Leas Mutter die Tür und trug ein kleines Tablett herein, auf dem drei Tassen standen, außerdem eine Zuckerdose. Der Kaffee war stark, ich rührte gleich mehrere Würfel Zucker hinein. Leas Mutter zog unterdessen die Sonnenblenden hoch, so dass kühlere Abendluft ins Zimmer kam.

Dann begann David Spiegel zu sprechen.

»In den Augen der Welt ist Israel der Bösewicht. Wir sind es, die den Palästinensern ihr Land genommen haben, wir sind es, die ihre Städte besetzt halten, wir sind es, die sie in Ghettos



oder Lager drängen. So ist doch auch in Ihrem Land die öffentliche Meinung, nicht wahr?»

Er sah mich währenddessen an, als wolle er schon aus meinem Blick eine Antwort herauslesen. Ich nickte vorsichtig.

»Und Sie selbst«, fragte er mich, »denken Sie auch, dass es an Israel ist, zurückzuweichen, Positionen aufzugeben?«

Ich wusste nicht recht, was ich sagen sollte, mochte diese Diskussion nicht führen, nicht mit ihm. Anders wäre es gewesen, wenn Lea mich gefragt hätte. Doch sie sah uns nur neugierig an, während wir in der ihr fremden Sprache redeten.

»Nun, was meinen Sie, wie ist Ihre Meinung?«, fragte David Spiegel nach.

Ich kam nicht umhin, ihm zu antworten, wollte gerade beginnen, da kam mir Lea zuvor, sagte etwas zu ihrem Großvater, er antwortete, sah mich kurz an, sprach weiter. Sie diskutierten eine Weile.

Schließlich sagte er zu mir: »Lea möchte nicht, dass ich Sie zu sehr bedränge. Doch es würde mich interessieren, wie Sie uns sehen, denn Sie sind sicherlich nicht ohne Ansichten über uns hierher gefahren. Schließlich sind Sie Journalist, nicht wahr?«

Ich nickte und antwortete dann: »Ja, das stimmt, ich arbeite für eine Zeitung.«

Und da er mich schweigend, aber mit neugierigem Blick ansah, fuhr ich fort: »Sie haben recht, was die öffentliche Meinung betrifft, zumindest in den meisten Medien sieht man die Verantwortung eher auf israelischer Seite. Ehrlich gesagt, halte ich persönlich das ganze Problem für unlösbar. Egal, wer dafür verantwortlich ist, aber eine Seite müsste nachgeben, und das wird nicht passieren. Also braucht man einen Kompromiss.«

»Einen Kompromiss, sehr gut, doch wie sollte der aussehen?«, erwiderte David Spiegel.

»Das weiß ich auch nicht, er darf nur nicht einer Seite zu viel abverlangen. Doch fragen Sie mich nicht nach Details, dazu weiß ich zu wenig darüber.«

Jetzt nickte David Spiegel, sagte: »Das verstehe ich, doch lassen Sie mich dennoch gerade anhand eines Details schildern, warum ein Kompromiss so schwierig zu erlangen ist. Denken Sie an Jerusalem, wir Juden können es nicht aufgeben, das geht einfach nicht, aus historischen, doch auch aus religiösen Gründen, was bei uns sehr eng miteinander verwoben ist. Aber auch die Araber denken so. Wie sollte ein Kompromiss aussehen, der für beide Seiten auch nur annähernd befriedigend sein sollte? Die Stadt aufteilen? Vielleicht eine Mauer ziehen? Wie früher in Berlin? Wer will denn das? Da sehe ich keine Lösung und deswegen glaube ich, dass Frieden nur möglich wird, wenn sich eine Seite durchsetzt. Denken Sie an die Geschichte, Kompromisse waren da oft nur Aufschub, irgendwann wurden die Konflikte dann doch zugunsten einer Seite gelöst. Warum sollte dies nun anders sein?«

David Spiegel goss mir Mokka nach.

»Sie nehmen doch noch?«

Ich nickte.

Er sagte: »Achten Sie einmal darauf, während Ihrer Reise, wie die Menschen hier mit dem politischen Konflikt und seinen Folgen umgehen. Es würde mich interessieren, wie Sie als Ausländer dies empfinden. Ob Sie das spüren, diese konstante Bedrohung, diese existentielle Bedrängnis, welche unseren Alltag überschattet. Beobachten Sie die Leute, hören Sie zu, wie sie sprechen, schauen Sie, wie sie sich bewegen, sich verhalten, ganz in den kleinen Dingen, in den Details, dann werden Sie vielleicht verstehen, warum es so schwer für uns ist, der anderen Seite zu vertrauen. Aber nun genug für heute, ich möchte Ihre Zeit nicht länger stehlen.«

David Spiegel stand auf, reichte mir die Hand, streichelte Leas Wange und ging aus dem Zimmer. Ich sah Lea an, die ein wenig verlegen aussah.

»Du musst ihn entschuldigen, aber manchmal ist er ein wenig abrupt«, sagte sie lächelnd. »Es hat nichts mit dir zu tun, das macht er manchmal auch bei uns.«

Ich fuhr im Taxi zurück zum Hotel. Dabei blickte ich aus dem Fenster, sah, was draußen vor sich ging, doch nahm nichts davon wirklich wahr. Schließlich bat ich den Taxifahrer, anzuhalten. Ein wenig frische Luft würde mir gut tun.

Der Himmel war bereits stockdunkel. Spielende Kinder auf dem Bürgersteig, ihre Mütter saßen auf einer Bank. Ich setzte mich daneben und steckte mir eine Zigarette an. Ich verstand nicht, was die Frauen sagten. Doch es schien um Politik zu gehen. Ich meinte, mehrmals das Wort Hamas zu hören.

Was hatte Leas Großvater gesagt? Ich sollte die Leute beobachten, auf die Details achten. Er sprach von der Gegenwart seines Landes. Vergangenes erwähnte er nicht. Es war mir lieber so.

Die Mütter standen auf, verabschiedeten sich, riefen ihre Kinder und gingen nach Hause. Ich zündete mir noch eine Zigarette an.

Ob David Spiegel meine Meinung über den Konflikt in seinem Land damals wirklich interessiert hat? Und was dachte er darüber, dass ich Deutscher bin? Er hat das nicht angesprochen. Doch spielte es wirklich keine Rolle?

Und heute? Wie steht es zwischen Israelis und Arabern? Es ist seltsam, wie schnell manche Dinge sich überholen. In vielen Details ist der Konflikt jetzt anders, das Wichtigste: die Siedlungen sind ein Faktum. Sie werden bleiben. Damals war das noch nicht klar. Und ob die Zwei Staaten-Lösung jemals kommt, ist heute äußerst fraglich. Damals war das noch eine Option, auch wenn David Spiegel solche Kompromisse ablehnte und er damit sicher für viele Israelis sprach, im Gegensatz zu seiner Enkelin.

Was ich in meinem Urlaub in Tel Aviv genau wusste: Ich wollte keine Zeitungen lesen, nicht aus zweiter Hand erfahren, was sich dort abspielte. Stattdessen Authentizität, mit den Leuten reden, was mir auch gelungen ist. Mit beiden Seiten. Jetzt habe ich keine anderen Quellen als die Medien, es sei denn, ich treffe Lea, wenn sie nach München kommt, und spreche mit ihr. Sie könnte mir helfen, die Wirrnisse dieses Konflikts ein wenig zu entschlüsseln. Auch das wäre ein Grund, sie zu sehen. Wenn auch nicht der eigentliche. Das ist ein anderer.

Zurück nach Tel Aviv.

Am nächsten Abend sah ich Lea wieder. Dazwischen lag ein Tag, den ich mit Nichtstun verbracht hatte. Mir war danach. Ich lag lange im Bett, saß auf dem Balkon, rauchte und schaute mir von dort oben die Menschen an. Schließlich wurde es dunkel.

Dann ging ich neben Lea. Sie trug ein Kleid, kurz, schwarz.

Wir schlenderten die Strandpromenade entlang, Meereswind erfrischte uns, Laternen beleuchteten den Asphalt, ein älterer Mann machte Musik.

»Lass uns ein wenig zuhören«, bat Lea.

Wir blieben stehen. Er spielte auf seiner Violine eine alte Zigeunerweise.

»Ich denke, er ist Russe«, flüsterte Lea mir ins Ohr und hakte sich bei mir ein.

Sie wog sich im Takt, lachend, und zog mich dann weiter. Im Weggehen griff ich in meine Tasche und warf ein paar Scheffel in den Geigenkasten. Fast unmerklich bedankte sich der Mann, indem er seine Augen für einen Moment länger schloss, als dies beim Zwinkern der Fall gewesen wäre. Gleichzeitig kam es mir vor, als grinste der Geiger höhnisch.

Verwundert blickte ich mich länger nach ihm um, bis Lea fragte: »Was hältst du von meinem Großvater?«

Ich riss mich vom Anblick des seltsamen Geigers los und überlegte. Denn ich wollte nichts Falsches sagen.

»Dein Großvater? Er wirkt so ruhig, ausgeglichen, freundlich. Fast unwirklich.«

Lea sah mich nachdenklich an, um plötzlich heftig zu nicken.

»Ja, unwirklich passt perfekt. Denn er ist nicht der Buddha, der er zu sein vorgibt. Er ist nicht ruhig, nicht ausgeglichen, nein, wirklich nicht. Sein schneller Aufbruch gestern zeigte ein wenig davon.«

Sie blieb stehen. Griff nach meinen Händen.

»Er ist ein Mensch voller Angst. Angst davor, verrückt zu werden.«

Sie ließ mich los.

»Sicher, man sieht es ihm nicht an, nicht sofort. Die Maske des vernünftigen, analytischen Wissenschaftlers.«

Wir gingen langsam weiter.

»Er versteckt all das hinter seinen Fragen, seiner Rhetorik, seinen Fakten, seiner Mathematik. Von damals spricht er nie. Das, was ich darüber weiß, hat meine Mutter mir erzählt.«

Fast wie bei uns, dachte ich. Niemand erzählte etwas, keiner berichtete. Vor allem wenn es um die Vergangenheit ging.

»Als meine Großmutter noch lebte, war der Holocaust ein tägliches Thema. Alles wurde darauf bezogen, sagt meine Mutter. Großmutter war ebenfalls eine Überlebende, doch sie lernten sich erst in Israel kennen.«

Ob sie auch in Auschwitz war? Ich traute mich nicht, Lea danach zu fragen.

»Wenn meine Mutter krank war, brachten sie sie nicht zum Doktor. Denn den Ärzten trauten sie nicht, auch denen in Israel nicht. Und dabei ist er Naturwissenschaftler. Angst ist doch stärker als jede Vernunft. Ähnlich war das mit dem Essen. Nie durfte meine Mutter etwas übrig lassen. Zu Boden gefallenes Brot wurde erst geküsst, dann musste sie es essen. Alle Speisen wurden dekoriert, nicht nur an Feiertagen. Lass nichts übrig, sagten sie meiner Mutter, iss den Teller leer.«

»Auch meine Großmutter hat das immer gesagt«, erwiderte ich erstaunt, »wohl eine Folge des Hungers zu Nachkriegszeiten. Doch geküsst hat sie zu Boden gefallenes Brot nicht, nein, so weit ging es nicht.«

Wir blieben stehen, Lea lehnte sich an die Mauer der Strandpromenade.

»Ich möchte, dass mein Großvater versteht, dass ihr Deutschen heute andere Menschen seid als damals, deswegen habe ich dich gestern mitgenommen. Das seid ihr doch?«

Ich schluckte.

»Ja, ich denke schon. Aber ich hatte nicht den Eindruck, dass er mich für schuldig hält«, sagte ich. »Oder sehe ich das falsch?«

Sie zuckte mit den Schultern.

»Ich glaube nicht, aber sicher bin ich nicht.«

Wir schwiegen eine Weile. Sahen uns nicht an.

»Ich habe einen Bruder«, sagte Lea plötzlich, »er arbeitet in den Staaten, in New York, als Physiker, ein sehr intelligenter Bursche. Er ist blond, sieht dir ein wenig ähnlich.«

Sie lachte.

»Und natürlich meinem Großvater, wie er als junger Mann ausgesehen hat.«

Ich blickte sie an, bemerkte, dass sie wegsah, während sie sprach.

»Mein Bruder ist immer kontrolliert, wie mein Großvater. Nur mein Vater, der war anders. Er starb, als ich fünf war.«

Jetzt sah sie mich an.

»Ich erinnere mich kaum an ihn, Großvater übernahm seine Rolle, mehr oder weniger.«

Lea zündete sich eine Zigarette an, hielt mir die Schachtel hin.

»Weißt du, in Auschwitz bekam man ein Stück Brot für eine Handvoll Zigaretten.«

Der Wind war so stark, dass ich drei Streichhölzer brauchte.

»Als ich 15 war, half ich meinem Großvater, ein Interview zu führen. Mit einem amerikanischen Historiker, mein Englisch war besser als Großvaters, und mein Bruder war schon weg, in New York.«

Sie zögerte einen Moment.

»Es ging um Auschwitz, darum, was er dort erlebt hatte, als KZ-Insasse. Es war das einzige Mal, dass ich ihn davon reden hörte. Er sprach die meiste Zeit über seine Mutter, die er dort verloren hatte. Ich glaube, irgendwie fühlt er sich immer noch schuldig, weil er ihr nicht hatte helfen können. Aber er war ein Kind.«

Sie warf ihre Zigarette aufs Pflaster, trat sie aus.

»Das Schicksal seiner Mutter, ihr Verschwinden, seine Schuldgefühle. Ich glaube, das ist der eigentliche Grund, warum er nie darüber spricht, was er damals erlebt hat.«

Sie seufzte.

»Komm«, sagte sie, »lass uns noch ein Stück gehen«, und sie hakte sich wieder bei mir ein.